

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 11 (1969)

Artikel: Schanfigger Bauernleben in der "guten alten Zeit"
Autor: Metz, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schanfigger Bauernleben in der «guten alten Zeit»

Von *Christian Metz*

Das Schanfigger Bauernleben war in der guten alten Zeit schwer und wenig einträglich, es war – abgesehen von der langen, stillen Winterszeit – dauernd und unerbittliche Bewährungsprobe, für die Frauen kaum weniger als für die Männer, und auch die Kinder wurden weder verweichlicht noch verwöhnt. Das harte Bauernleben in starker Abgeschlossenheit, das durch die unerhört schwierigen Wegverhältnisse – der alte Schanfiggerweg war weitherum berüchtigt – bedingt war, führte wohl dazu, daß die Schanfigger Bevölkerung für ein unermüdlich schaffendes und äußerst sparsam lebendes Werkvolk gehalten wurde. Die eine und andere Redewendung, wie «Das glaubt där schtärchscht Tschalfigger nit» oder «Di leida Wättar und di böscha Wibar chommand alli us am Tschalfigg» – so soll man im Davosertal gespöttelt haben –, gleicht doch wohl einer verzerrten Zeichnung, und ich möchte die Feststellung, daß die Schanfigger ein Werkvolk bis auf den heutigen Tag geblieben sind, nicht als üble Nachrede gewertet wissen.

Besonders vollbemessen und verschiedenartig war das Arbeitsmaß für ledige Töchter und verheiratete oder verwitwete Frauen, für «Z'We-ibarvolch»¹, wie es gewöhnlich hieß. Es dauerte früher so ziemlich von der «Taglüteri» an bis in die Abendstunden hinein, je nachdem es mit der Beleuchtung, dem «Ünschlittlicht» (= Talglicht) bestellt war. Dem Frühstück, zu dem fast immer auch der Gebrauch der Bratpfanne für Kartoffeln oder Polenta gehörte, war gewöhnlich schon die Besorgung und Fütterung der Kleinviehhebe und des Hühnervolkes vorausgegangen; nicht selten

hatte eine Bäuerin oder Tochter schon eine Weile am Spinnrad gesessen, wenn zum Morgenimbiß gerufen wurde.

Nach dem Morgenessen wurden die Besteckteile am Tischtuch abgerieben und in die «Zöücha» (Tischschublade) gelegt. Das We-ibarvolch machte sich hierauf an die Hausgeschäfte, wobei das Reinigen der Räume freilich nicht große Arbeit gab: die Böden wischte man mit dem Reisbesen, im Winter mit eingeworfenem Schnee, einigermaßen sauber; nur unter den Bänken und Tischen fegte man den Boden etwa einmal pro Woche weiß; dabei kamen auch die Bänke und Tische selber an die Reihe. Der kurzen Zimmerreinigung folgten die eigentlichen Frauenarbeiten, wie spinnen, weben, wobei sich verlobte Töchter natürlich ganz besonders an die Aussteuerstücke machten (Bettwäsche, Überzüge, Tischdecken, Hemden usw.).

Nach dem «Maränd», einem Topf voll Suppe, ganzen Kartoffeln und einem Stück Fleisch – es war schon beim Frühstück gerüstet und dann in den Stubenofen gestellt worden –, ging es mit dem Flicker, Nähen (ohne Maschine), dem Lismen, Stricken und auch Weben weiter bis in die Mitte des Nachmittags hinein. Bevor sich die Männer zur Fütterung der Großviehhabe begeben mußten, wurde noch das «Klein-Maränd» (Zvieri) eingenommen, wobei vor allem Kaffee, Brot, Butter und Käse aufgetischt sein mußten; ein Stück getrocknetes Fleisch oder Wurst fehlte wohl auch nicht. Begab sich hierauf das «Mannavolch» zur Viehfütterung, machte sich «Z'We-ibarvolch» an die Besorgung des Kleinviehs, wobei in der Regel auch die schulpflichtigen Kinder mitzuhelfen hatten.

Nach dem Nachtessen blieb nicht mehr viel Zeit bis zum Schlafengehen, das in den noch

¹ Wird in den ärmeren Gemeinden so ausgesprochen.

fernsehfreien Zeiten viel früher als heutzutage, etwa zwischen 8 und 9 Uhr, erfolgte (die «24-Stundenzeit» war noch nicht bekannt).

Die Männer waren im Spätherbst, Winter und frühen Frühling zwischen den Hauptmahlzeiten mit den größeren Arbeiten, vor allem dem Holzführen und Holzrüsten, ausreichend beschäftigt. Besonders streng und lang wurde ein Tagewerk, wenn es galt, von der linken Talseite herauf Blöcker zu führen, was das Hinunterfahren bis an die Plessur, das Auffahren bis zur Rüststelle und mit voller Blöckerladung wieder Rückkehr ins Dorf bedeutete. Als Zugtiere wurden Ochsen und Meisen eingespannt; Pferde wurden recht wenige gehalten (die Pferdehaltung kam erst mit dem Straßenbau, also von 1874 an, stärker auf). Die Ochsen wurden gewöhnlich im dritten Jahr ins Ebenland hinunter verkauft und dienten dort beim Bestellen der Äcker und Felder.

Junge Geißen, soweit sie nicht in der eigenen Kleinherde gebraucht wurden, verkaufte man, gute Tierlein für 10–12 Franken, also etwa zehnmal billiger als heutzutage. Ähnlich hielt man es mit den überzähligen Schafen, von denen freilich ab und zu eines für den Eigengebrauch geschlachtet wurde. In jedem ordentlichen Bauernbetrieb wurden zwei Schweine gehalten und während des Winters geschlachtet, selbstverständlich für den eigenen Haushalt. Nur wenn man auch einmal eine Kuh schlachtete, hatte man Fleisch genug und verkaufte einen Teil (1 Lid) davon an Nachbarn oder Bekannte.

Während des ganzen Jahres wurden Käse und Butter selbst hergestellt, ausgenommen natürlich während der Alpzeit. Man fabrizierte einen guten Weichkäse, kleine Preßkäse und 2–3 kg schwere Butterschlagen. Während der eigentlichen Vegetations- und Erntezeit hatten alle Hände auf dem Felde mehr als genug Arbeit zu verrichten. Saat- und Erntezeiten waren also auch im Schanfigg vor allem für die Frauen die strengsten Zeiten.

So mannigfaltig und gebieterisch war der Arbeitsanfall für eine Bäuerin, daß sie Unpäßlichkeiten oder harmloseren Übeln kaum große Beachtung schenken konnte, und län-

gere Schonung war allzu oft auch nach schwerer Erkrankung kaum möglich, so wenig wie vor und nach Geburten. Immerhin nahmen sicher nicht alle Frauen eine Niederkunft so unwichtig wie jene Peisterin, von der folgendes berichtet wird. Frau Brunold befand sich 1851 in Erwartung und stand kurz vor der Niederkunft. Ihr Mann hatte sich eines Tages in die Alp begeben, um die «Molchen» herunterzuführen. Nun stand er abends vor dem Hause, um Käse und Butter im Keller zu versorgen. Da trat seine Frau unter die Haustüre, und zwar mit ihrem natürlichen Leibesumfang. Verwundert fragte der Mann, wo sie denn das Kind habe. Sie antwortete, daß sie das Abladen beenden wollten, dann zeige sie ihm das «Poppi». Sie hatte es während des Mannes Abwesenheit geboren und war dann wieder an die Arbeit gegangen. Das Kind – ein Knabe – wurde später Schanfigger Landammann, Großrat und sogar Standespräsident. Als lebende Talchronik war Hansi Brunold im Schanfigg hochgeachtet und im ganzen Kanton bekannt.

Fahrendes Volk, das früher im Schanfigg noch recht häufig anzutreffen war, fand bei Krankheiten und Geburten nur notdürftige Unterkunft. Immerhin hätte einmal die Frau eines Kesselflickers ihr Neugeborenes, das sie ohne jeden Beistand zur Welt gebracht hatte, nicht im Dorfbrunnen baden müssen. Die Dorfhebamme befand sich eben auf dem Weg zum Stall, in dem die Familie Unterschlupf gefunden hatte. So blieb der Hebamme nichts anderes zu tun, als das Kind in den Stall zurückzutragen.

An alles andere als an Verwöhnung dachte auch jene Familie im FONDEI, die eines Sonntags ein Kind zur Taufe nach Langwies hinunter bringen sollte. Da ein fürchterliches Unwetter herrschte, ließ der Pfarrer hinauf berichten, er verschiebe die Taufe, womit aber die Familie gar nicht einverstanden war. Das Kind nütze sie im FONDEI nichts, wenn es dieses Wetter nicht aushalte, ließ man dem Seelsorger ausrichten.

Sie mußten so hart, fast unerbittlich sein, wenn sie ihre Bergbauernexistenz auf Jahr

und Zeit hinaus gesichert wissen, allen Wechselfällen der Natur, allen möglichen Heimsuchungen in Haus und Stall gegenüber gewappnet sein wollten. In der ununterbrochenen Sorge um das tägliche Brot, um die Erhaltung ihrer Viehhabe hatten sie kaum Zeit, an menschliches Weh und Ach, an Krankheit und Gebrechen zu denken. Und wenn solches doch nötig wurde, brachte die Abgeschlossenheit, bereiteten die langen, schlechten Wege schier unüberwindliche Schwierigkeiten. So waren viele Familien, ganze Hofgemeinschaften auf die Hilfe von Dorfgenossen, auf den Rat eines erfahrenen Mannes, das herzhaftes Zugreifen einer unerschrockenen Frau angewiesen, und erst wenn es fast hoffnungslos aussah, suchte man ärztlichen Beistand von weiterher. Wie umständlich solches noch im letzten Jahrhundert z. B. im FONDEI war, erfahren wir aus der Chronik der Familie WEBER. Da wird erzählt:

«Der eine der Neffen hat nicht lange nachher ein mir unvergeßliches Wagnis vollbracht. Mein Öhi JOOS, den er sehr verehrte, war schwer erkrankt und keine Hilfe da. Da ist der junge Mann, mitten im Winter, durch ungeheure Schneemassen, ganz allein von der Staffelegga aus über einen einsamen Paß nach Davos gewandert, suchte einen Arzt auf, schilderte ihm die Art des Leidens und brachte Medizinen mit heim. Dies unternahm er dreimal in ein und derselben Woche, mit dem Tod als Gefährten und unter riesigen Anstrengungen. Der Tod schonte seiner, und mein Oheim genas.

Daß es bei Holz- und Steintransporten und bei den Bauten manche Quetschungen, Brüche und Wunden gab, ist begreiflich. Die letzteren wurden mit altbewährten Hausmitteln, zuweilen aber in mangelhafter Anwendung, geheilt, so daß der Patient Höllenschmerzen litt. Brüche schindelte man ein, so gut man es konnte, und war der Fall schwer, so holte man einen «Wasenmeister» her. Zu meines Vaters Zeiten war der «Strahlegger», der in der zerfallenen Burg Strahlegg bei Fideris hauste, berühmt, und er scheint eine gewisse Geschicklichkeit besessen zu haben. Trotzdem

sah man im Verhältnis zu der Handvoll Leute, die das FONDEI bewohnten, zu viele Männer und Frauen, die irgendein mangelhaft geheiltes Glied aufwiesen. Auch meine Großmutter hatte eine struppierte Hand.

Nur Blutungen wurden rasch und sicher gestillt, und zwar durch meinen Großvater. Er besaß die geheimnisvolle Gabe, durch Handauflegen Schmerzen zu mildern und Blut versiegen zu machen. Das ist mir von verschiedenen Seiten so bestimmt bestätigt worden, daß kein Zweifel daran aufkommen kann.»

Daß es in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts mit der ärztlichen Betreuung im Schanfigg doch wesentlich besser bestellt war, als es von früher aus dem FONDEI geschildert wird, erfahren wir aus einem Brief eines Arztes an seinen Freund in PEIST. Der in Chur praktizierende Arzt Dr. Walter dürfte gewiß einer der ersten Ärzte gewesen sein, die sich zum Weg ins Schanfigg bereitfanden. Sein Lebensweg führte ihn später nach Mexiko und wieder in die Schweiz zurück, und in der Erinnerung an seine Schanfigger Patienten schrieb er im hohen Alter an seinen Peister Freund folgendes:

«Oft und oft während meiner Praxis in PARRAS drüben mußte ich in bezug auf das Zutrauen und die Erkenntlichkeit der dortigen Leute an meine einstigen Schanfiggerpatienten zurückdenken, welche bei meiner Eröffnung der ärztlichen Praxis in Chur die ersten waren, die mir mit Liebe und Vertrauen entgegenkamen und mir stets treu geblieben sind. Nie fehlten Schanfigger in meiner Sprechstunde, und wie oft wurde ich zu Kranken- und Geburtsfällen in die eine oder andere Ortschaft bis zuhinterst ins Tal, auch nach AROSA, gerufen und habe, wenigstens streckenweise, den Weg zu Fuß gemacht! Ich erinnere mich besonders einiger Krankheitsfälle ganz am Anfang meiner Praxis. — Als Frühaufsteher saß ich an einem Sommermorgen schon um 5 Uhr in meinem Sprechzimmer im ersten Stock unseres Hauses, mit den Fenstern nach der Obern Gasse hinaus. Die Leute lagen noch im Schlaf, die Straße war menschenleer. Da hörte ich vom Martinsplatze her Schritte, und

als ich das Fenster öffnete, sah ich zwei Männer auf unser Haus zukommen, welche zwischen sich eine Frau führten, die das Gesicht verbunden hatte. Bald darauf erschienen sie in meinem Zimmer, und da zeigte es sich, daß sich die Frau beim Gähnen im Schlaf den Kiefer ausgerenkt hatte. Die untere Kinnlade stand schief zur obern, die Patientin konnte den Mund nicht schließen. So war sie von Pagig hergekommen. Mit einem jedem Arzt bekannten Handgriff brachte ich die Kinnlade sofort wieder in ihre richtige Stellung. Das war mein erster Krankheitsfall in Chur.

Nur kurze Zeit darauf wurde ich zu einer Geburt in Castiel gerufen. Ich hatte die Frau eben entbunden, als unerwartet eine äußerst starke Blutung eintrat, so daß zum Entsetzen der anwesenden Angehörigen das Blut im hohen Bogen herausspritzte. Geburtshilfe war mein Spezialgebiet, und so hatte ich für solche Fälle Erfahrung und Übung. Es gelang mir daher rasch, die Blutung durch eine Heißwasser-Einspritzung zu stillen. Ein andermal wurde ich zu einer älteren Frau nach Peist gerufen, wegen heftiger Schmerzen im Unterleib und unstillbarem Erbrechen. Es handelte sich um einen eingeklemmten Leistenbruch. Eine Darmschleife von Kindsfaustgröße war durch die Bruchspalte hervorgetreten und durch krampfartigen Verschuß der Muskeln abgeschnürt worden. Ein Teil der Geschwulst war schon brandig. Eine Notoperation war die einzig mögliche Rettung der Patientin. Von einem Transport ins Stadtspital konnte keine Rede mehr sein, und so mußte ich mich entschließen, in der engen Schlafkammer die Operation auszuführen. Nun war ich natürlich für solche Fälle nicht mit den nötigen Instrumenten versehen. Also wurde ich sofort in einem Wägelchen nach der Stadt (16 km) gefahren, versah mich zuhause mit Instrumenten, Verbandstoff und Chloroform und kehrte sofort nach Peist zurück. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Der Eingriff ging trotz den primitiven Verhältnissen glücklich vonstatten. Ich legte der Patientin den Verband an und empfahl ihr und den Angehörigen aufs eindringlichste, daß sie auf dem Rücken un-

beweglich liegen bleibe bis zu meinem Besuch am nächsten Tag. Von Getränk und Nahrung dürfe sie nichts zu sich nehmen als hie und da ein bis zwei Eßlöffel kalte Milch. Es war schon Nacht, als ich nach Hause kam. Am nächsten Morgen, schon bald nach 4 Uhr, machte ich mich zu Fuß auf den Weg zur Patientin. Als ich, so früh noch nicht erwartet, in die Kammer der Frau trat, traf ich sie vor dem Bett stehend im Begriffe einer natürlichen Erleichterung. Sie hatte, gegen meine Anordnung, über Nacht einige Tassen Milch getrunken, ‚weil sie Durst hatte‘, und als sich infolgedessen morgens Harndrang einstellte, stand sie ganz gemütlich auf und langte nach dem Nachtgeschirr. Dank der kräftigen Konstitution der nahezu sechzigjährigen Frau und besonderem Glück hatte ihre desparate Handlungsweise keine schlimmen Folgen; sie genas vollständig ohne irgendwelche Komplikation.»

Mit der beinahe sprunghaften Entwicklung von Arosa von 1888 an dürfte die ärztliche Betreuung für die Mittel- und Innerschanfiger Bevölkerung von Arosa aus doch einigermaßen gesichert gewesen sein, während für die äußeren Gemeinden wohl Churer Ärzte gerufen wurden oder deren Praxis aufgesucht wurde. Immer wieder hat offenbar einer das besondere Vertrauen der Schanfigger genossen.

Diese «heilpraktische» Schilderung aus dem alten Schanfigg soll ihren Abschluß mit zwei kurzen Anekdoten finden, die verraten, wie Bergbauern, die in einem langen Leben kaum jemals mit einem Arzt in Kontakt gekommen waren, medizinische Praktiken völlig mißverstehen konnten.

Heinrich Michael — Stutzheiri genannt — erzählte, daß ihm der Arzt, den er einmal aufgesucht habe, as Glasröhrli undar dä Arm inegetan hei, aber gnützt hei's nööd.

Einem anderen Patienten habe der Arzt Pillen verschrieben. Auf die Frage, ob sich schon eine Besserung eingestellt habe, kam die Antwort: «Noch hett's nid gebessärat, aber i nümma a, daß d'Schachtla no nid offagängä isch.»

Zweifellos waren die Walser der inneren Schanfigger Täler ein kraftvoller, zäher und

wettergewohnter Menschenschlag, der sich in einer Wildnis behaupten mußte, gar keine Ansprüche hinsichtlich Bequemlichkeit und Vergnüglichkeit stellen durfte und sich in erster Linie auf sich selbst angewiesen wußte. Aber auch Familien, die nicht von jeher zum Stamme freier Walser gehört hatten, aus fremdem Land oder benachbartem Tale ins Walsergebiet eingewandert waren und sich dann in den «Honhinen» generationenlang behauptet hatten, auch sie wurden der Art nach Walser, wie wir aus einer prachtvollen Familienchronik aus dem Fondei erfahren können. Darin wird uns ein Joos Weber (1785–1844) wie folgt beschrieben:

«Man hätte ihn den «Glücklichen» nennen können, denn er liebte die Welt, das Leben, die Seinen, und er wurde wieder geliebt von vielen. Mir ist gesagt worden, das Herz habe einem im Leibe gelacht, wenn man ihn daherschreiten sah, aufrecht, fröhlich, blühend, mit leuchtenden Augen, blitzenden Zähnen. Kein Leben, meinte er, komme dem des Bauern gleich, der aus eigenem Grund und Boden seinen Unterhalt herausarbeiten dürfe und dabei der Hilfe gesunder Kinder nicht entbehre. Er hatte die Arbeitsfreude beider Eltern geerbt und den Ordnungssinn seiner Mutter, der sich bei ihm zum Sinne für Schönheit entwickelte.

Wie am Wohnhaus Großvaters das Brennholz, so war an seinem Stall das Bauholz in bester Ordnung gelagert, so, daß es eigentlich zur malerischen Zierde des Heimwesens diente. Er erhielt seine Zäune, er flickte seine Dächer, er bastelte selber alles benötigte Milchgeschirr und die Küchengerätschaften. Er schnitzte kurz- und langstielige Löffel und versah sie mit bescheidenem Zierat. Er schnitzte aber auch eine Kette aus einem einzigen Stück Holz ganz tadellos. Sie hing über dem Tisch in der Ecke, und abends wurde das Standlicht in das unterste Glied eingehängt. Sein Hauptstück aber war, soviel ich weiß, ein kunstvoll geschnitzter Pfeil für das Haar seiner jungen Frau. Im Jahre 1811 verheiratete er sich mit Anna Engel von Langwies. Sie entstammte einem hablichen Bauernhaus, das aber in den Kriegszeiten,

welche die Wende des Jahrhunderts so hart und schwer für unser ganzes Land machten, um seinen ganzen Viehstand gekommen, also verarmt war. Versprengte französische Horden wälzten sich durch das Schanfigg. Nächtlicherweile wußten sich die armen Teufel nach und nach der gesamten Lebware Engels zu bemächtigen, schlachteten und verspeisten sie. Die Eindrücke dieser Schreckenszeit, zu denen sich diejenigen gesellten, welche in diesem weltfernen Tale von den Leiden früherer Jahrhunderte noch lebendig waren, haben sich bei Großmutter nicht mehr verwischt. Kein Besitz schien ihr sicher, sie traute keinem Glück, und Reichtum schien ihr ein verhängnisvolles Gut. In den letzten Jahren vor ihrem Tode sang sie in der Dämmerung jeden Abend mit zitternder Stimme ein geistliches Lied, oder sie sprach laut ein Gebet. Nach dem Amen faltete sie nochmals die Hände und bat: «Und so behüte uns denn der liebe Herrgott vor Krieg, Pestilenz, Feuersgefahr und gähem Reichtum».

Von einem Jöri (Georg) Weber wird erzählt, daß er ungewöhnlich groß und stark gewesen sei, keine Ermüdung gekannt, nie an Kälte oder Hitze gelitten habe. Wenn die Männer im Winter mit ihren Schlitten — es waren Handschlitten zum Transportieren von Holz und anderen Lasten, wie sie ein Mann zu ziehen vermochte — über den Durannapaß in den tief unter seinem Grat stehenden Wald fahren, um Holz zu holen, da ging er allen voran und stampfte die ersten Spuren in den knarrenden Schnee. Einen Hut trug er nicht, den Rock hatte er auf den Schlitten gelegt, die Weste geöffnet, den Halskragen des Hemdes aufgeknöpft, und so bot er die Brust der beißenden Kälte dar. Hellauf lachte er, wenn die andern Fäustlinge über die erstarrten Hände zogen, die Nasen in die Rockkragen steckten und mit der Zipfelmütze fast die Augen zudeckten, während sein blondes Haar im Winde flatterte.

Er heiratete, und da zeigte sich erst der «ächte» Jöri. War er ein Dichter, Träumer oder Faulpelz? Tagelang lag er sommers hinter dem Haus im Grünen und ließ es geschehen,

daß sich seine kleine, schwarzhaarige Frau mühte in der Sorge um die Kinder, das Besitztum, den zerrinnenden Wohlstand. Nur hie und da ließ er lachend seine gewaltige Kraft spielen, namentlich wenn ihn jemand um Hilfe anging. Als er in jungen Jahren plötzlich starb, ward er allgemein betrauert. Er war ein Seltener, Besonderer gewesen, hatte sich aber jedermann hilfreich erwiesen.»

Eine kleine Fondeier Anekdote soll diesen Abschnitt beschließen. Wir wollen aus ihr aber nicht mehr heraushören als die leise Bestätigung unserer Vermutung, daß man in diesem Hochtal die Abgeschlossenheit von den Talsiedlungen, die Beschwerlichkeit des Daseins gelegentlich doch als herbes Los empfunden haben mag.

Eine kranke Fondeierin erhielt einmal den Besuch des Pfarrers. Sie fing an zu jammern und zu klagen, worauf der Pfarrer sie zu trösten versuchte, vor allem auch mit dem Hinweis auf Jesus Christus, der doch auch gelitten habe und für die Menschen gestorben sei. Hierauf kam der verwunderte Ausruf der Frau: «Was, Christus isch g'storba? In däm leida Fondei würd mä au nüd inna!» (Vernimmt man nichts.)

Es muß offen zugegeben werden, daß auch in der Schanfigger Bevölkerung der Aberglauben bis in unsere Zeit hinein verbreitet war, zweifellos auch heute noch nicht restlos ausgerottet ist. Die Angst vor Menschen, die mehr konnten als Brot essen, die Krankheiten mit Worten und Gebärden heilen, Warzen vertreiben, Blut stillen, dem Vieh das Futter, Menschen den Schlaf zu nehmen verstanden, die Angst vor Hexen, dem Nacht- und dem Totenvolk, der Glaube an Zeichen und Deutungen, an Erscheinungen und unerklärliches Geschehen, dies alles machte den Leuten jahrhundertlang mehr zu schaffen, als wir heute annehmen. Es waren arme Leute, Gefangene ihrer Furcht und Vorstellungen, Sklaven von Zeiten und Zeichen. Nächtliche Gänge wurden vielen zur Qual: sie hörten aus dem Rauschen des Windes Stimmen, sahen im Schatten der Bäume Gespenster, im Silberglanz des Mondes

eine Jungfrau und im Schwanken eines Astes das Winken eines Geistes. Der Ruf des Kauzes wurde zum Vorboten des Todes, das Krächzen einer Elster zur Stimme des Bösen, das Einstecken eines vom Tisch gefallenen Messers bedeutete baldigen Tod; das Vorüberhuschen einer schwarzen Katze brachte Unglück, dem Jäger bedeutete sie Mißlingen der begonnenen Jagd. Wer irgendwie aus dem Maß des Gewohnten fiel, geriet in den Verdacht, Hexe oder Hexenmeister zu sein, vor allem aber waren alleinstehende alte Frauen schweren Verdächtigungen ausgesetzt, besonders wenn etwa ein merkwürdiger Zufall mitspielte. Was im 16. und 17. Jahrhundert aus finsterstem Hexenglauben zu Qual und Tod geführt hatte, geisterte in Ängsten und Furcht bis in unsere Zeit hinein. Eine Mutter will erlebt haben, daß ihr Kleinkind nach dem Besuch einer alten Dorfbewohnerin wochenlang nicht mehr schlafen konnte und fast ununterbrochen geweint habe. Ein Mann behauptete mit aller Entschiedenheit, als Knabe dabei gewesen zu sein, als eine alte Frau eine heimkehrende Kuhherde zu langem Stillstehen zwingen konnte, indem sie vor die Haustüre trat und mit der rechten Hand Zeichen in die Luft schlug. Ein anderer will zwei Kühe in der Kette angetroffen, dieses Kunststück nachher aber niemals mehr fertiggebracht haben. Wenn die Tiere im Stall einmal nicht fressen wollten, hieß es: «Ma häd na d's Frässa gnun.» Mancher Bauer wagte es nicht, in der Vorwinterrung die Nacht zu verbringen, und wenn irgendwo ein unerwarteter Lichtstrahl sichtbar wurde, war dies «meh als rächt».

Gewiß haben die Menschen zu allen Zeiten und aus den mannigfaltigsten Gründen Anst empfunden. Besonders geplagt waren wohl jene Menschen — sind es übrigens auch heute noch —, die in dunkler Nacht in menschenleeren Räumen, auf offenem Feld oder ganz besonders in Waldnähe heimliche oder gar beklemmende Angst empfanden, Stimmen hörten, Gestalten erblickten, Furcht und Schrecken einfach nicht bemeistern konnten. Daß aber auch ein unerschrockenes Menschenherz durch ein völlig unerwartetes Geschehen eine

tödliche Angst erleiden mußte, erfahren wir aus nachfolgendem Begebnis aus St. Peter:

«Die Ledigen von St. Peter waren an einem Abendhengert ins Erzählen von Spukgeschichten gekommen. Dabei kam man auch auf das miternächtliche Friedhofgeistern zu sprechen, und gar bald zeigte es sich, daß kaum jemand den Mut hätte, Schlag zwölf Uhr nachts einen gespitzten Stecken in irgendein Grab zu stoßen. Schließlich anerbote sich aber zur allgemeinen Verwunderung eine Tochter, das Wagnis zu bestehen. Ihr schien es eben kein Wagnis zu sein, und heimlich mochte es ihr eine Freude bereiten, die geistergläubigen Burschen zu beschämen. Schnell wurde ein Stock gespitzt, und kurz vor Mitternacht entfernte sich die Tochter, um pünktlich auf dem Friedhof außerhalb des Dorfes zu sein. Im Hengerthaus wartete die Gesellschaft voller Spannung die Rückkehr der Tochter ab. Allein sie warteten vergeblich, die Tochter kam nicht zurück. Nach langem, beklemmendem Warten machte man sich schließlich auf, die Verschwundene zu suchen. Man fand sie auf dem bezeichneten Grab, vornüberliegend, entseelt auf. Sie hatte beim Einstecken des Stabes in das Grab versehentlich auch ihre Schürze durchstoßen und war, als sie sich erheben wollte, einem so starken Widerstand begegnet, daß sie nicht hochkam. Da mußte die Tochter von einer so entsetzlichen Angst befallen worden sein, daß sie ihr an Ort und Stelle erlag. Das Bedauern mit der Verstorbenen war allgemein. Sie hatte ihre Mutprobe mit dem Leben bezahlen müssen.»

Wir wissen, daß in früheren Zeiten — in der guten alten Zeit, wie es immer wieder heißt, — das Zusammengehörigkeitsempfinden unter den Dorf- und Talbewohnern lebendiger war als heute, daß sie sich verbunden, aufeinander angewiesen fühlten. Man saß immer etwa auf einer Bank zusammen, redete, erzählte, gab Ratschläge, plauderte wohl auch Geheimnisse aus, tuschelte von Verdächtigem, rätselte um Geschehnisse bei Tag und Dunkelheit, offenbarte Familien- und Verwandtengeschichte, hob die Deckel von Faß und Kübel und fand an alldem durchaus Genügen und Gefallen.

Nun soll aber nicht verschwiegen bleiben, daß große Unterschiede zwischen Armen und Reichen bestanden und immer wieder sehr kraß zur Geltung kamen. Kinder armer Familien mußten früher mit sehr einfachen, oft nur notdürftig geflickten, manchmal mehr «geblätzte» Stellen als ganzen Stoff aufweisenden Kleidern (Hose, Kittel, Schürze, Rock) umherlaufen, Knaben gelegentlich in Hosen, die aus Sackdrilch geschneidert waren, und es kam vor, daß ein Bub auf seinem Hosenhinteren einen Firmennamen (Nüsseler u. Co) zur Schau trug, also gleichsam Gratisreklame besorgte. Arme Leute — es gab früher viel mehr arme Familien als heutzutage — standen in starker, vor allem natürlich in finanzieller Abhängigkeit von reicheren Familien, was sich vor allem bei Gemeindeversammlungen darin zur Geltung brachte, daß arme Bauern nicht den Mut fanden, bei Wahlen oder Abstimmungen nach dem eigenen Gewissen zu entscheiden. Sie fühlten sich genötigt, so zu stimmen, wie es ihrem Gläubiger genehm war. Geschah es nicht, mußten sie mit der Kündigung von Gutlösungen, Darlehen und eingegangenen Verpflichtungen rechnen. Zinsen und Schulden mußten bis auf den letzten roten Rappen entrichtet werden. So wird erzählt, daß einmal ein armer Bauer nach Hause zurückkehren mußte, um ein paar fehlende Rappen der Zinsschuld entrichten zu können. In solchen Dingen konnte man erbarmungslos, unerbittlich sein. Das sogenannte Dorfmagnatentum trieb auch in den Schanfigger Dörfern seine Blüten, die sehr häufig alles andere als christlich waren. Ein reicher Bauer versah manchmal das Kreditgeschäft für die halbe Gemeinde. Nach und nach übernahmen glücklicherweise Bankinstitute Darlehensgewährungen an Private. Damit verschwanden allmählich Abhängigkeiten und Ausgeliefertsein in den Dörfern, was hinsichtlich persönlicher und politischer Willensbildung und Stimmfreiheit nur von gutem war. Dies darf als eine fortschrittliche Wandlung festgehalten werden.

Eine erfreuliche Wandlung gegenüber früher ist auch insofern eingetreten, als arme Leute, Witwen oder Waisen nicht mehr völlig auf

sich angewiesen bleiben, sich nicht mehr eher schlecht als recht durchs Leben schlagen müssen, wie es in der «guten alten Zeit» als selbstverständlich angesehen wurde. Armsein wurde oft als Schuld statt als Schicksal gewertet, und für Arme hatte etwa eine wohlhabende Bäuerin nichts anderes übrig als den Ausdruck «keinnütza oder hellischa Bättlär».

Mit dieser recht lieblosen Titulierung wollen wir aber diese Skizze nicht abschließen, sondern festhalten, daß man früher auch im Schanfigg sehr gastfreundlich war und kaum einen auch nur einigermaßen geschätzten Besuch aus dem Hause ließ, ohne ihn bewirtet zu haben. Dabei soll allerdings nicht verschwiegen sein, daß es recht oft auch ein gut Stück

Wunder war, wenn eine Schanfiggerin stundenlang am Fenster saß und die vorbeiwandernden unbekanntenen Leute mit den Worten anrief: «Vo wanä chomadär, wahin gahdär?» Erfuhr sie daraufhin, daß es sich um eine ehrbare Familie aus einem andern Dorf handelte, dann folgte gewiß eine Einladung mit folgenden Worten: «Denn mögt är gwüss a Schüssäli Caffi!» So hielt man Fenster und Türen immer etwa auf, um Kunde und Kenntnis vom Geschehen außerhalb des Familien- oder Dorfkreises zu erhalten, und solche kamen eben in der «guten alten Zeit» nur von Mund zu Ohr. Verzichten wollte man schon früher nicht auf sie. Aber dies war gewiß allenthalben der Fall, bestimmt nicht typisch für die Bewohner des Plessurtales.

Am Grabe einer betagten Bäuerin

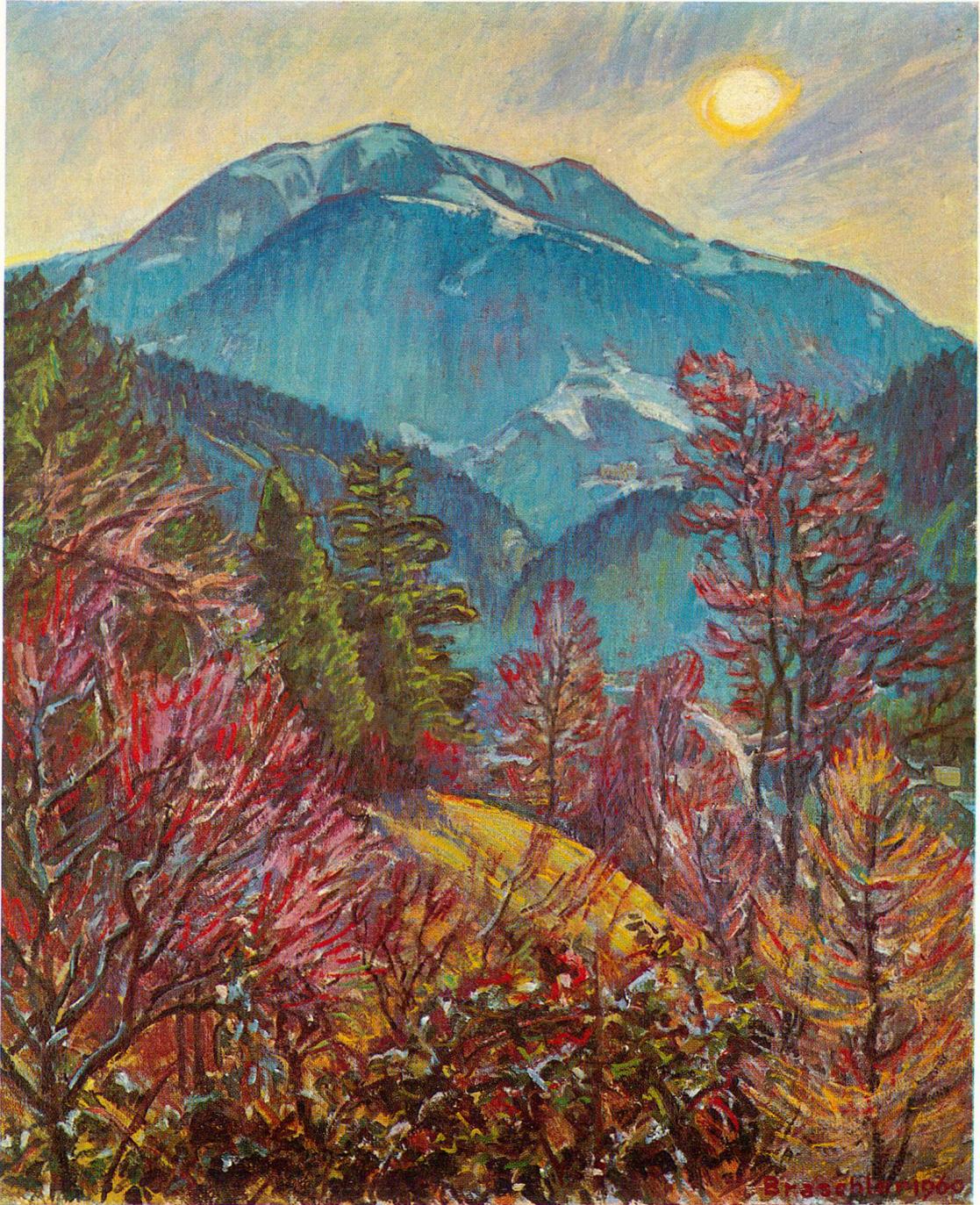
*Wenn ihr fragt: Was hat das Leben
Dieser stillen Frau gegeben?
Sag ich: Gott hat ihr gewährt,
Was sie leis von ihm begehrt,*

*Treue Heimat, Brot und Habe
Und des Fleißes Segensgabe,
Fröhliche Beständigkeit,
Kinderglück und Trost im Leid.*

*Im Genießen, im Entbehren
Muß die Seele sich bewähren,
Unter jedem Lebensbaum
Ist für die Erfüllung Raum.*

*Einfalt kann ans Tiefste rühren,
Einfalt kann zur Weisheit führen.
Löschet der Wind das Lichtlein aus,
Bleibt ein guter Geist im Haus.*

Alfred Huggenberger



OTTO BRASCHLER: CHURER JOCH / OEL